

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 8 (1928)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus.

A. CARTELLIERI, *Weltgeschichte als Machtgeschichte, 382–911. Die Zeit der Reichsgründungen*. München und Berlin, 1927. Druck und Verlag von R. Oldenburg.

Der bekannte Jenenser Historiker, der sich lange Jahre erfolgreich mit französischer Geschichte befaßt hat, würdigt nun auch das frühe Mittelalter einer quellenmäßigen Darstellung. In der Vorrede betont er, die Weltgeschichte müsse dadurch zum Range einer Wissenschaft erhoben werden, daß man sie nichts aussagen lasse, was nicht mittelbar oder unmittelbar auf die Quellen zurückgeführt werden könne. Dieses Ziel sucht er zu erreichen, indem er die wichtigsten neuen Werke benutzt, die aus den Quellen herausgearbeitet sind, und deren Inhalt er kritisch beleuchtet wiedergibt. Damit kann man sich vollständig einverstanden erklären und wird die sachliche knappe Art der Darstellung, die auf jedes schmückende Beiwerk streng verzichtet, gerne in Kauf nehmen. Soweit wir es übersehen können, ist die einschlägige Literatur in weitem Maße herangezogen worden, da der Verfasser auf den grundlegenden Arbeiten von Ludwig Schmidt, J. B. Bury, Hodgkin, Hartmann, Seeck u. s. w. aufbaut. Grundsätzlich nicht einverstanden erklären können wir uns mit der Beschränkung der Aufgabe auf die rein politische Betrachtungsweise und mit der Auffassung, in der Weltgeschichte bloße Machtgeschichte zu sehen. Diese einst herrschende Auffassung, in der Geschichte vorwiegend die staats- und verfassungsrechtlichen Probleme herauszuarbeiten, hat mit Recht einer universalen gerichteten Darstellung Platz gemacht. Die Geschichtschreibung unserer Zeit muß ihre Aufmerksamkeit allen Formen menschlichen Lebens schenken und sie miteinander in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen suchen. Gerade durch die Heranziehung der Wirtschafts-, Siedelungsgeschichte und Altertumsforschung kann die Forschung neu belebt werden, wie dies A. Dopsch in seinen Werken in glänzender Weise aufgezeigt hat. Diese Einstellung bringt es mit sich, daß der Verfasser darauf verzichtet, den Zusammenhang zwischen der Urzeit und der frühgermanischen Epoche zu beleuchten. Seine Darstellung setzt mit dem Jahre 382 ein, als der Kaiser Theodosius I. mit den Westgoten einen Vertrag abschließt, der als Überleitung von den bloßen Siedelungen der Germanen zu ihren Reichsgründungen zu betrachten sei. Das erste Buch behandelt die germanischen Reichsgründungen im Westen, das zweite die arabischen Reiche im Osten, die miteinander in

Wettbewerb treten und die stärksten Kräfte auslösen. Das dritte Buch ist dem fränkischen Großreiche gewidmet und das vierte schildert den Zerfall des fränkischen und arabischen Großreiches. Trotz der angedeuteten Beschränkung versteht es der Verfasser, durch diese Problemstellung neues Licht auf längst bekannte Tatsachen zu werfen. Das erste Buch, das mit 382 beginnt, endet mit dem Jahre 611. Indem Ostrom in diesem Zeitpunkt auf die Erneuerung des Krieges um Italien verzichtet, anerkennt es tatsächlich das langobardische Reich und die Loslösung Italiens. Mit dem Gefühle, sich einer sichern Führung anvertraut zu haben, folgt man dem Verfasser auf seinem Gange durch die Ereignisse. Überall tritt uns ein ruhiges, wohlabgewogenes Urteil entgegen, und wenn das Vorwort betont, es solle die eigene Forschung mehr verborgen als ausgebreitet werden, so spüren wir doch allenthalben die Selbständigkeit des Verfassers. Mit wenigen Strichen werden führende Persönlichkeiten gezeichnet und durch Vergleiche mit neuern Gestalten der Geschichte näher gebracht. Dem Merowinger Chilperich, dem « gelehrten Wüterich », wird volles Verständnis entgegengebracht: sein letztes Ziel sei die Einheit des fränkischen Reiches gewesen, die durch den unbotmäßigen Adel ernstlich gefährdet war. Auch die Königin Brunhilde erscheint hier in einem menschlichen Lichte: Furchtbare Erfahrungen erstickten in ihr die menschlichen Gefühle, die nie ruhende Sorge um das fränkische Gesamtreich ließ sie über Leichen schreiten, « einsam steht sie da als die erste bedeutende Fürstin der germanischen Welt ». Ähnlich gearbeitet sind die spätern Kapitel, auf die wir nicht mehr näher eintreten können. Doch schließen wir mit dem Ausdruck des Dankes für den reichen Gewinn, den wir aus dem Werke geschöpft haben.

Bern.

O. Tschumi.

P. ANASTASIUS BÜRGLER, O.F.M.Cap. *Die Franziskus-Orden in der Schweiz. Überblick über ihre Niederlassungen*, entworfen zur Erinnerung an die siebente Jahrhundertfeier des Hinscheidens des hl. Ordensstifters Franziskus von Assisi. Schwyz 1926, Verlag der Drittordenszentrale, 204 Seiten.

Mit Fug und Recht kann man von einer franziskanischen Bewegung sprechen, die anlässlich der siebenten Jahrhundertfeier des Hinscheidens des hl. Franziskus von Assisi in der ganzen zivilisierten Welt sich auslöste. Daß auch die Schweiz wiederum, wie einstens, da erstmals eine franziskanische Bewegung durch die Welt ging, nicht zurückblieb, ist als eine sehr erfreuliche Tatsache zu buchen. Denn auch die Schweiz dankt dem Armen von Assisi und seiner Stiftung weit mehr, als man vielfach heutzutage glaubt. Die Auswirkungen des franziskanischen Zeitalters machten sich auch bei uns nicht nur auf religiösem, sondern auch auf kulturellem, künstlerischem und politischem Gebiete stark bemerkbar. Das vom Archivar der schweizerischen Kapuzinerprovinz, P. Anastasius Bürgler, heraus-

gegebene Buch: Die Franziskus-Orden in der Schweiz, hilft da dem kurzlebigen Gedächtnis unserer Zeit wieder etwas nach. Die Tätigkeit der verschiedenen Ordenszweige (Minoriten, Franziskaner, Kapuziner, der Klarissen, sowie des sogen. Dritten Ordens) findet hier eine treffliche Würdigung. Man darf freilich beim Lesen dieser verdienstvollen Arbeit nicht vergessen, was der Verfasser einleitend über das Zustandekommen der Arbeit bemerkt. Darnach handelt es sich hier hauptsächlich um Sammlung einer Reihe von Notizen aus Büchern und Zeitschriften und nicht um ein eigentliches Quellenstudium. Eine solche Arbeit, so schwierig aber auch so verdienstlich sie wäre, hätte ein Werk von viel gewaltigerem Umfang zu Tage gefördert. Was der Verfasser aber beabsichtigte, das hat er auch erreicht. An Hand des Gebotenen gewinnen wir einen reichen Einblick in das Wirken der franziskanischen Ordensfamilie in unserer Heimat. Dadurch, daß die Behandlung den Ordensniederlassungen an den einzelnen Orten folgt, gewinnt vor allem auch der Lokalhistoriker viel interessantes Material. P. Bürglers Werk darf als ein würdiges Denkmal an die Jahrhundertfeier des Heiligen von Assisi gelten und verdient darum auch die Würdigung weiterer Kreise.

Einsiedeln.

Rudolf Henggeler.

J. E. TAMINI, curé de Bex, et PIERRE DELEZE, prieur d'Illiez. *Essai d'histoire de la vallée d'Illiez*. Saint-Maurice 1924, imprimerie Saint-Augustin, 422 p. in 8°.

L'ouvrage que nous annonçons a tout d'abord paru — en partie du moins — dans un *Bulletin paroissial*. Ceci explique que les auteurs aient cru devoir entrer, pour des lecteurs non au courant des questions d'histoire, dans des considérations générales et l'explication de termes techniques se rapportant au moyen-âge. Il en résulte une certaine lourdeur et des répétitions qui eussent autrement été évitées. Pour le même motif, on a supprimé l'indication des sources, ce qui rend parfois difficile la vérification des textes. C'est pourquoi les chapitres consacrés aux origines du Val d'Illiez sont un peu difficiles à utiliser.

Ces origines sont d'ailleurs très obscures. Le nom *Iliacum* apparaît pour la première fois en 1180 dans un acte de donation de terres à l'abbaye de Saint-Maurice. Aucun nom de la vallée n'est d'origine gallo-romaine, ce qui indique une colonisation postérieure à l'empire. On a dérivé Illiez — *Ylliez* en 1200, *Ylies* en 1235 — d'un nom germain *Illo*, latinisé en *Illus*, ce qui suppose une occupation burgonde. D'autre part, le type de la vallée semblerait supposer une origine méridionale, étayée par des légendes et des interprétations de noms de lieux (*Vero* pour *Pro vero Deo*) qui nous paraissent peu fondées.

Ce n'est qu'au XIII^e siècle que la physionomie du Val d'Illiez commence à se dégager. Elle apparaît assez clairement avec deux paroisses: en haut, *Illiez*, paroisse en 1244, dont Champéry ne se séparera que quatre

siècles plus tard; en bas, *Colombey*, dont dépendent encore en 1263 les chapelles de Monthey et de Trois-Torrents. La première appartient à l'évêque de Sion, qui possédera même jusqu'en 1294 une partie tout au moins de la dîme de la vallée. La seconde fut cédée en 1263 par le prieuré vaudois de Lutry à l'abbaye de Saint-Maurice. M. Tamini présume avec raison que cette possession de Colombey provient de la donation que fit en 1025 un certain Anselme — différent du chancelier du même nom — de ses biens au Valais à l'église Saint-Martin de Lutry. Quant à l'église d'Illiez, on ne peut déduire avec assurance de son ancien vocable de Saint-Maurice qu'elle ait dépendu primitivement du monastère d'Agaune de même que du fait qu'en 1571 l'évêque de Sion la traite d'église filiale; la filiation paraît en 1571 s'entendre d'Abondance. L'autorité de l'évêque de Sion est au XIII^e siècle la seule manifeste.

La question des origines est plus épineuse pour le pouvoir temporel sur la vallée que pour le pouvoir spirituel. Au XIII^e siècle, celle-ci apparaît aux mains d'une demi-douzaine de nobles, les de Monthey, les d'Arbignon, les Colombey, les Pontverre, les Châtillon, les Larringe, les Nernier, et aussi l'abbaye de Saint-Maurice, cette dernière pour le fief de Chièzes sur Trois-Torrents, que Pierre de Pontverre tient d'elle en 1258. Au dessus de tout cela, domine le comte de Savoie, propriétaire dès avant 1239 du château de Monthey où il a introduit en 1248 un châtelain à côté du mayor héréditaire, et aussi de Colombey où les notables du lieu paraissent être les vidonnes (et non pas vidonnes de Monthey comme le croit M. Tamini), tandis que les d'Arbignon ont la haute justice à Illiez, sous sa suzeraineté. Nous employons ici le terme local de « vidonne » qui est l'équivalent du terme français « vidame ».

Il est évident que le comte de Savoie est un nouveau venu dans la vallée d'Illiez. Mais à qui appartenait-elle avant lui? M. Tamini se souvient que l'office de vidonne est d'origine ecclésiastique, et il admettrait volontiers que le prieuré de Lutry eût, à partir de 1025, à Colombey des droits de juridiction civile aussi bien que temporelle, qu'il finit par abandonner à ses vidonnes. D'autre part le roi Rodolphe III avait donné en 1017 à l'abbaye de Saint-Maurice tous les droits qu'il avait « et alpes sancti Mauricii totius capud laci vallis » et il en déduit que Val d'Illiez était compris dans ces possessions, et qu'il en fut distrait ensuite des usurpations des comtes sur l'abbaye. Ne serait-ce point plutôt parce qu'après l'extinction de la monarchie, les comtes de Savoie devinrent les héritiers des rois rodolphiens et des empereurs franconiens?

La pauvreté des documents ne permet donc pas d'affirmer quoi que ce soit de solide sur les origines, et nous demeurerons peut-être toujours dans le domaine des hypothèses. Hâtons-nous de dire qu'il n'y a pas que cela dans le livre de M. M. Tamini et Delèze. Ce qu'ils nous présentent est une histoire très complète de la vallée du XIII^e siècle jusqu'à nos jours: administrations seigneuriales et communales; familles nobles et

familles de paysans; franchises, usages, coutumes; mouvement de la population, culture, industrie; événements historiques; développement religieux, rien n'est omis. Parmi les événements politiques marquants, notons l'incorporation violente du val d'Illiez savoyard au bailliage valaisan de Monthey, les troubles révolutionnaires de 1790—1799, l'occupation française, les querelles politiques de la période de 1830—1845. Il y a là énormément de renseignements classés logiquement, avec peut-être un peu de surabondance de détails, mais qui ne nous font que mieux pénétrer dans la vie intérieure de la vallée. Des listes nombreuses de seigneurs de châtelains, de syndics, de curés, et d'autres encore rendront de grands services. Mais pourquoi parler d'emphytheusis, de calvacade, de retrofief, alors que emphythéose, chevauchée, rièrefief sont des mots courants? Nous aurions aimé, à propos des Devanthery, voir les auteurs insister davantage sur leur rôle et sur leurs archives, qui provenaient en partie du chapitre de Lausanne — Henri Devanthery ne fut cependant pas chanoine — et qui ne furent dispersées qu'au milieu du XIX^e siècle.

Une indication fort intéressante des auteurs concerne le mouvement de la population. Ils montrent que les anciennes agglomérations ont plutôt diminué, quelques-unes disparu, non pas par suite de la diminution de la population, mais parce que dès le XVII^e siècle, les habitants ont construit volontiers leurs demeures sur leurs terres. Cela implique un progrès notable de la sécurité. La peste, cependant, qui fit perdre en 1628 au Valais le quart de la population, y est pour quelque chose. Le Val d'Illiez a 100 feux en 1445, 300 en 1683, 280 en 1793. En revanche, de 1635 à 1795, les naissances tendent à diminuer, de 934 dans la première période de vingt ans, 1635—1655, à 919, 778, 766, 513, 559, 515, 571 dans les périodes suivantes. Le nombre de mariages baissent d'autant. Au XIX^e siècle, la population suit un mouvement ascendant aux extrémités, Champéry et Trois-Torrents, tandis qu'à Illiez même, il y a plutôt diminution.

En résumé, livre intéressant, très documenté, un peu touffu, et qui rendra de bons services. Depuis sa publication, les Archives cantonales vaudoises ont reçu une grosse de reconnaissances de 1344—1346 pour Perronet Métral de Lutry, seigneur de la Vallée d'Illiez, notamment pour Illiez et Champéry, qui donne des renseignements nouveaux que les auteurs n'ont pu utiliser.

L a u s a n n e.

M a x i m e R e y m o n d.

SIGISMUND BRETTLE, *San Vincente Ferrer und sein literarischer Nachlaß*. Münster i. W., 1924, Aschendorff. XIV + 213 S.

Diese, Gustav Schnürer in Freiburg i. S. gewidmete sorgfältige und kenntnisreiche Arbeit ist nicht eine Biographie, auch nicht eine dogmenhistorische Untersuchung, obwohl sie von beiden etwas enthält, vielmehr eine kritische Sichtung des unter dem Namen des Vincentius Ferrerius um-

laufenden handschriftlichen und gedruckten Materiales; es ist also eine Vorarbeit, eine Wegbahnung, aber eine notwendige und ertragreiche. Daß sie in dieser Zeitschrift angezeigt wird, hat seinen Grund einmal in der Wirksamkeit des Heiligen auf Schweizerboden, wo er vorab gegen die Waldenser predigte, dann, damit zusammenhängend, darin, daß handschriftliches Material in Schweizerbibliotheken ruht.

Der Verfasser orientiert zunächst über die Literatur und nennt an erster Stelle den bekannten Prior des Basler Dominikanerklosters, Johannes Nyder, der in seinem «*Formicarius*» eine Lobeshymne auf San Vincente anstimmt. Eingehend wird über die Kanonisationsprozeßakten und ihren historischen Wert berichtet, ebenso über die Biographien in den verschiedenen Ländern (Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland) — Abschließendes ist noch nicht erreicht, das Beste hat der Franzose Henry Fages (gestorben 1918) geleistet. Ein weiteres Kapitel skizziert die «*Lebensgänge*» des Dominikaners; 1399/1400 kam er in die Schweiz, und ein Brief an seinen General ermöglicht ein Itinerar: Luzern, Genf, Lausanne, «*nam ipsemet episcopus Lausannensis ... venit ad me humiliter observando ex corde, quod suam dioecesim visitarem*»; 1404 finden wir ihn in Freiburg, Murten, Estavayer. Interessant ist seine Stellung zum Papstschisma, aber m. E. noch nicht genügend von B. aufgeklärt. Die ursprüngliche Verteidigung der avignonesischen Obedienz ist richtig, ebenso die Fixierung der Wendung auf 1405, aber die Periode bis zur Wahl Martins V. auf dem Konstanzer Konzil bleibt unklar. Vincente scheint in mystische Bahnen eingelenkt zu sein, die einen irdischen Stellvertreter Christi überhaupt nicht mehr wünschten, wenn er vom «*Papst Jesus*» spricht, sich «*legatus a latere Christi*» nennt; so würde sich auch sein Fernbleiben vom Konstanzer Konzil erklären, trotzdem er von Gerson besonders eingeladen war. Diese Periode ist offenbar später etwas übertüncht worden, und auch B. gleitet zu rasch über sie hinweg.

Der literarische Nachlaß San Vincentes wird in vier Klassen gegliedert: kirchenpolitische, prophetische, erbauliche und homiletische Schriften. An Predigten sind etwa 400 überliefert, der ihm vielfach zugeschriebene Judentraktat ist ihm abzusprechen. Alle Drucke der Sermones gehen auf eine einzige handschriftliche Vorlage zurück; unter den Handschriften begegnen solche von Basel, Engelberg, Einsiedeln; der spanische Rocaberti-Druck von 1693/94 geht nicht auf ein Original von S. Vincente zurück. Eine kritische Ausgabe der Predigten käme einem Bedürfnis entgegen. Von dem erbaulichen tractatus de vita spirituali, Fages nur in Drucken bekannt, konnte B. zwei Mss. in Basel nachweisen. Er stellt dann die interessante These auf, daß der Traktat auf die Exercitia spiritualia Loyolas eingewirkt habe, aber die versuchte Beweisführung überzeugt nicht, die Berührungen sind sehr allgemeiner Natur, sodaß keineswegs «*San Vincente in seiner Schrift «de vita spirituali» direkt oder indirekt für den h. Ignatius den Maßstab abgegeben haben muß*» (!). Zur Sache vgl. auch Kneller in

Ztschi. f. kath. Theologie 1925. Der tractatus de vita Christi ist aus Vincentes Predigten entnommen; auch hier versucht B. — mit ebenso wenig Glück — die Beeinflussung Loyolas nachzuweisen. Die prophetischen Antichristtraktate stehen mit Vincenz nur in losem Zusammenhang, der gedruckte Traktat «de Antichristo et de fine mundi» ist als unecht anzusehen; für den sogen. Antichristbericht, der echt ist, hat B. in Basel eine neue Handschrift gefunden. Die Antichristpredigten sind in zuverlässigster Redaktion in einer Handschrift des Franziskanerklosters Freiburg i. Schw. erhalten. Verschiedentlich werden Proben aus einzelnen Schriften geboten. — Es wäre sehr wünschbar, daß der Verfasser die in vorliegendem Buche sorgfältig gelegte Grundlage zu einer umfassenden Biographie mit Darstellung der Theologie Ferrers ausbaute.

Zürich.

W. Köhler.

GUIDO V. SALIS-SEEWIS, *Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren. Johann Ulrich v. Salis-Seewis, 1777–1817.* Aarau, 1926. H. R. Sauerländer & Co. VI + 207 S.

Dem jüngsten Bruder des Dichters Joh. Gaudenz von Salis widmet Guido v. Salis-Seewis ein zur Hauptsache auf Briefen und Tagebucheinträgen basierendes, nach innen und außen sich gediegen präsentierendes, hübsch illustriertes Goldschnittbändchen. Als ein vielseitig begabter, wissenschaftlich und künstlerisch interessierter, philanthropischen Ideen zugewandter, und als Angehöriger der damals in Bünden politisch führenden Familie Salis auch dem staatlichen Leben gegenüber aufgeschlossener Mensch, sah sich Joh. Ulrich v. Salis durch eine schwere unheilbare partielle Lähmung, die ihn im Alter von 23 Jahren befiel, und durch die politische und finanzielle Katastrophe, die mit der Franzosenherrschaft über die seit Ausbruch der Revolution österreichisch orientierte Familie Salis hereinbrach, außer Stande, seine geistigen Kräfte einer einheitlichen Aufgabe voll und ganz zuzuwenden. Nach einer auf Schloß Seewis, Schloß Bothmar in Malans, das seiner Mutter Jakobea v. Salis-Bothmar gehörte, und dem reizvoll jenseits der Plessur gelegenen Haus «auf dem Sand» verlebten glücklichen Jugend und fruchtbaren Studienzeit in Stuttgart und Marburg, folgten Jahre freiwilligen Exils in Zürich, wo sich auch einige Glieder der einflußreichsten Marschlinser Branche aufhielten, sowie solche in Augsburg. An der Kulturarbeit, die von den leitenden Köpfen des ehemaligen Freistaates Graubünden nach dem Abzug der fremden Truppen und der Wiederherstellung der kantonalen und kommunalen Autonomie in dem nunmehrigen neuen eidgenössischen Kanton geleistet wurde, nahm Joh. Ulrich v. Salis aktiven Anteil. Der neu gestifteten Kantonsschule stand er, wenn auch nicht als Gründer, so doch als Berater und Förderer treu zur Seite. Dagegen war er einer der Initianten der zinstragenden «Ersparnis-Cassa für die unbemittelten Volksklassen von Graubünden», deren Verwaltung er jahrelang mit Joh. Friedr. v. Tschärner besorgte. Vor allem aber kam seine

vielseitige Bildung der wieder zum Leben erweckten «ökonomischen Gesellschaft» zugute und deren Publikationsorgan «Der neue Sammler», dessen Redaktion in den Händen von Joh. Ulrich v. Salis lag, der von 1811 an die Gesellschaft auch präsierte. Mannigfaltig sind die redaktionellen Beiträge Joh. Ulrichs im «neuen Sammler». Zuerst mehr den naturwissenschaftlichen Disziplinen angehörig, wenden sie sich mehr und mehr der Historie zu. Neben der allgemeinen helvetischen Geschichte galt sein Spezialinteresse der Geschichte Bündens, die er an Hand der bündnerischen Chronisten und von Urkunden aus öffentlichen, privaten und geistlichen Archiven in ihrem chronologischen Aufbau studierte und mit unendlichen Schwierigkeiten um die Sicherheit der diplomatischen Grundlage zu schreiben hoffte. Zu früh rief ihn der Tod ab, als daß er, außer kleinern Arbeiten, zu einer umfassendern Verarbeitung des Gesamtmaterials gekommen wäre, das von der 1826 gegründeten Bündnerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft im selben Jahre als Doppelbändchen «Joh. Ulr. v. Salis hinterlassene Schriften» herausgegeben wurde. Eine Neuauflage erfolgte 1834 unter dem Titel «Hinterlassene Schriften von Joh. Ulr. v. Salis», und 1858 gab der Schüler und Nachfahr Joh. Ulrichs, Conradin v. Mohr, eine dritte, um etliche Ergänzungen und Zusätze erweiterte Auflage des Werkes heraus. Ein 1923 neu aufgestelltes Verzeichnis der Werke Joh. Ulr. v. Salis' gibt der Biograph Guido v. Salis als Beilage III, und in zwei weitem Beilagen vermittelt er eine Zusammenstellung der «Collectaneen», Auszügen aus gedruckten Werken zur frühesten Geschichte Rhätens und der Quellen zum Urkundenverzeichnis, das Joh. Ulr. bis zum Jahre 1500 angefertigt hatte. Eine genealogische Tafel und ein mit Sorgfalt angelegtes Verzeichnis der persönlichen Bekannten von Joh. Ulr. v. Salis sind weiterhin dem 27 Seiten umfassenden Anhang beigegeben.

Zürich.

R. Schaufelberger.

The Third British Empire. Being a course of lectures delivered at Columbia University, New York. By Alfred Zimmern. Oxford University Press (Humphrey Milford) London 1926. 148 S.

Dieses ebenso geistreiche wie sachkundige Buch über das «dritte britische Reich», d. h. das britische Imperium, wie es sich seit dem Weltkrieg und unter dem Einfluß des Krieges gestaltet hat, kann in einer historischen Revue nur ganz kurz angezeigt werden. Denn obwohl der Verfasser Historiker ist, gehört sein Buch doch nicht der geschichtlichen Literatur, sondern der publizistischen an; es gibt Betrachtungen und Daten über die gegenwärtige Gestalt und die Zukunft des britischen Weltreiches, vielfach mit praktischer Tendenz, nicht aber eine wissenschaftlich akademische Darstellung. Es kommt hinzu, daß man den Ausführungen des Verfassers vielfach anmerkt, daß sie auf amerikanische Zuhörer berechnet waren; trägt dieses Moment auch dazu bei, das Buch lebendig zu gestalten, so erhöht es doch auch den zeitgebundenen Charakter des Werkes. Schließ-

lich ist das neue britische Weltreich ein Organismus so ganz eigenartigen Wesens, daß das hier beschriebene Objekt auch nicht als Parallelerscheinung zu historischen föderativen Bildungen betrachtet werden kann. Wies die ältere englische Kolonialpolitik manche Analogien mit der Kolonialpolitik anderer Völker auf und bestehen zwischen dem französischen Kolonialreich der Gegenwart und dem römischen Kaiserreich eine Reihe der merkwürdigsten Ähnlichkeiten, so steht das «dritte britische Reich» ganz für sich. Man versteht es, wenn ihm Doktrinäre mehr als einmal den Untergang prophezeiten; denn etwas entsprechendes hatte die Geschichte noch nie gesehen. Aber dieses unlogische Gebilde hat sich trotzdem erhalten; der Verfasser verfehlt nicht, darauf hinzuweisen, daß gerade der elastische Charakter der ungeschriebenen englischen Verfassung die Anpassung an die überkommenen Formen wesentlich erleichterte.

So möge denn an dieser Stelle nur kurz mitgeteilt werden, daß der Verfasser vor allem darauf Gewicht legt, festzustellen, wie sehr das Selbstgefühl der großen Dominions durch ihre Teilnahme am Weltkrieg gewachsen ist und wie man daher kaum mehr von einem britischen Reich, viel eher von einer «britischen Entente» oder einem Völkerbund im kleinen reden könne. Es werden dann eingehend die verschiedenen Probleme besprochen, vor die sich das britische Reich so gut wie andere Staaten der Gegenwart gestellt sieht: die Rassenfrage, das Problem der Beherrschung der rohstoffproduzierenden Gebiete, die nationalen Fragen etc. Überall dringt der Verfasser zu einer Klärung der Problemstellung vor und daß er vielfach aus eigenen Erlebnissen und seiner Mitarbeit im englischen auswärtigen Amt schöpfen kann, verleiht diesen Abschnitten besondere Anschaulichkeit. Dabei verfehlt er nicht, die überlieferten englischen Anschauungen mehrfach gründlich zu ironisieren.

Ein Punkt sei hervorgehoben, nicht wegen seiner Bedeutung, sondern weil die Rede dabei auf einen Schweizer kommt. Der Verfasser unterhielt sich vor einiger Zeit mit einem schweizerischen Banquier über den Schuldendienst eines europäischen Staates. Dabei kam die Rede darauf, daß dieser Staat seinen Zinsendienst in verschiedenen kleineren Staaten nur in französischen Franken ausrichte, an englische Untertanen dagegen in Pfund Sterling. Der Banquier meinte, daß dieses Resultat dank der Drohung mit einer englischen Flottendemonstration erreicht worden sei. — Da der englische Autor selbst die Möglichkeit zugibt, daß er seinen Gewährsmann mißverstanden haben könne, so sei hinzugefügt, daß hier sicherlich ein Irrtum vorliegt. Englische Obligationäre sind allerdings vielfach in der angegebenen Weise vor kontinentalen bevorzugt worden, aber dies beruhte auf ökonomischen Ursachen und nicht auf militärischen Druckmitteln. Es dürfte sich hier um nicht mehr als eine grundlose Kombination handeln.

Basel.

Eduard Fueter.